

UMSCHAU

Süddeutsche Kindheit in den Nazijahren

Martin Walser: Ein springender Brunnen

Seit vier Jahrzehnten begleitet Martin Walser als Romanautor Zeitläufte und Stimmungen in der Bundesrepublik, von „Ehen in Philippsburg“ (1957) und „Halbzeit“ (1960) bis zu „Verteidigung der Kindheit“ (1991), „Ohne einander“ (1993), „Finks Krieg“ (1996). Der gleichaltrige Günter Grass formte autobiographische Erinnerungen bereits in seinen ersten Roman „Die Blechtmöbel“ (1959). Walser wendet sich mit „Ein springender Brunnen“ zum ersten Mal autobiographischer Vergangenheit zu¹. Heinrich Böll wollte als Autor mit den Verhältnissen zeit- lebens unversöhnt bleiben. Walser gibt sich mit den Jahren versöhnlich. Er hat die bundesrepublikanische Gegenwart in mehreren Richtungen kritisch abgeschritten. Er zeigte seine Gestalten in ihren ehelichen und erotischen Beziehungen, beruflich als Händler, Interessenvertreter, Lehrer, intentional als intellektuelle Mundstücke, zunehmend als Rechtsverletzte, sozial Erniedrigte, Verlierer. Zuletzt waren es Menschen, die in die Mahlsteine der beiden deutschen Staaten gerieten. Wenn der über vier Jahrzehnte Schreibende in diesem Herbst den Friedenspreis des deutschen Buchhandels erhielt, wurde auch der Autor geehrt, der – fast singulär unter den Intellektuellen – für die Vereinigung der beiden deutschen Staaten plädiert hat. „Warum akzeptieren wir eine Teilung wie ein Naturgesetz, obwohl wir einsehen können, daß sie aus ganz und gar zeitlichen Bedingungen entstand?“, schrieb er schon 1979 zur „geistigen Situation der Zeit“.

Walsers autobiographischer Roman „Ein springender Brunnen“ erzählt die Jahre zwischen 1932 und 1945 in Wasserburg am Bodensee. Trotz Widrigkeiten feiert Walser geradezu seine Kindheit am Seeufer. Er nennt seine Ich-Gestalt Johann und spricht von ihr in der dritten Person. Das erlaubt sanft ironischen Abstand. In drei großen Erzählsträngen berichtet der Autor von

den Erfahrungen, Empfindungen und Widerfahrungen in Familie und Dorf. Im äußersten Süden Deutschlands überlebte man die Nazizeit ohne Hunger und Vertreibung. Die Bombardierung der rüstungswichtigen Stadt Friedrichshafen hat der Flakhelfer erlebt, beschrieben wird ihr Untergang nicht. Die Beschreibung sprengte die erzählte Bahn, das Erwachen eines Dichters. Früh entdeckte Johann die Wörter. Verstörend erfuhr er die andrängende Pubertät. Die erste Liebe des Zehnjährigen zur Zirkusprinzessin Anita ist so eindringlich und empfindsam erzählt, wie man sie in der deutschen Literatur seit langem nicht gelesen hat. Es war eine Hoffnung und ein Auf-ruhr, als begäne mit dem erwachenden Geschlechtstrieb alle Sehnsucht und zugleich Vertreibung aus dem Paradies der frohen Unschuld.

Johann wächst in der Wasserburger „Restauration“ auf. Der umsichtigen Mutter, tüchtig und fromm, bleibt für Zärtlichkeit weder Zeit noch Sinn. Der in Geschäftsdingen untüchtige, kriegsverletzte Vater spielt Klavier. Er lebt in Abstand zur realen Welt, gibt sich Träumen hin, liest theosophische Bücher. Der Vater zieht seinen zweiten Sohn Johann ins Vertrauen. Um die von der Zwangsvollstreckung bedrohte Gastwirtschaft muß sich die Mutter kümmern. Gab der melancholische Vater die Urgestalt für Walsers hinter- sinnige Verlierer in den Romanen? Hier spielt er sein Wörterspiel mit Johann. Der Vier- und Fünfjährige, der bei seinem Bruder die Buchstaben mitgelernt hat, soll „Popocatepetl. Bhagawadgita. Rabindranath Tagore. Swedenborg. Bharatanatyam“ buchstabieren. Fragt Johann, was sie heißen, sagt der Vater „Tu's in den Wörterbaum. Zum Anschauen“. Noch ehe Johann die Welt denken kann, wurzelt in ihm der Wörterbaum. Noch nicht zehnjährig, durfte er dem Vater aus Tagore und Nietzsche vorlesen. Wenn er „Zarathustra“ las: „Nacht ist es: nun reden

lauter alle springenden Brunnen. Und auch meine Seele ist ein springender Brunnen' hatte er das Gefühl, seine Stimme singe ganz von selbst.“ Der Vater antwortete: „Johann, ich staune.“ Bald danach mußte Johann nach jedem Kirchenbesuch am Grab für seine „ewige Ruhe“ und daß ihm „das ewige Licht leuchte“ beten. Der Vater hatte ihn mit der geheimnisvollen Kraft des Wortes gesegnet.

Nach außen kontaktfreudig und schulisch erfolgreich, erfährt Johann zuinnerst eine romantisch gestimmte Einsamkeit. Empfindsamer Gefährte wird ihm sein Hund Tell. Anders als der Grass'sche Führer- und Höllen Hund im Roman „Hundejahre“ muß der Schäferhund nicht als demonstratives und allegorisiertes Wesen herhalten. Das Leben am See möchte leuchten wie die Jahreszeiten der Bäume. Aber Nachkrieg und Wirtschaftskrise lasten auf den Menschen. Gegen die allgemeine Not und depressive Stimmung verkündet Viehhändler Brugger 1932: „Der Hitler reißt uns alle raus“, die Arbeitslosigkeit verschwindet, Zwangsversteigerungen auch. Nachdem Johanns Mutter erfahren hat, daß die Braunhemden nicht gegen „Christus am Kreuz“ sind, tritt sie in die Partei ein. Sie will mit den Ihren eine Zukunft haben. Der Vater warnt, Hitler bedeutet Krieg. Aber gegen die Zukunftswilligen hat der Sonderling keine Chance. Die SA-Leute halten in Mutters „Restauration“ ihre Versammlungen ab. Der Vater stirbt 47jährig an seinen Kriegsverletzungen. Hauptlehrer Heller greift vor den Schülern die christliche Religion an. Niemand von den Eltern widerspricht öffentlich.

Johann ist unbändig am erwachenden Leben interessiert. Er kann nicht politisch denken. Er spielt Klavier und schießt mit seines Bruders Luftgewehr. Wenn er „die Elf, manchmal sogar die Zwölf angerissen hatte, hatte er das Gefühl, er werde es schaffen. Alles. Johann, Königsohn.“ Erinnert der Autor die Vorstellung „Königsohn“ aus Goethes „Wilhelm Meister“? Johann weiß, daß er Kraft hat. Nur einmal, verliebt in das Zirkusmädchen Anita, mußte er seinem Freund Adolf den Vortritt lassen. Durch seine Mutter wächst Johann mit dem Schutzen gelbild auf. Der geradezu leitmotivisch, nicht nur ironisch genannte Schutzen gel begleitet ihn durch die Kriegsjahre. Johann kann fast alles und dazu

noch Gedichte schreiben. Der Siebzehnjährige darf an den Reichsmeisterschaften teilnehmen. Der Kriegsfreiwillige Johann hat nicht mehr schießen müssen. Im April 1945 flieht der Gebirgsjäger aus der Tiroler Alpenfestung. In amerikanische Gefangenschaft geraten, wird er als Schreiber von Gedichten entdeckt und kommt deshalb (!) früh nach Hause. Sein Bruder Josef ist gefallen.

Walsers erzählte Zeit umfaßt das Jahrzwölft der Nazijahre. Die drei Erzählkapitel markieren deren Anfang, das Österreich-Wahljahr 1938, das Kriegsende 1944/45. Walser zeigt die Spaltung und Veränderung der Menschen im Dorf durch Parteizugehörigkeit. Er schreibt ohne moralische Entrüstung. Seinem liebenswerten, von den Nazis eingespererten homophilen Onkel setzt er ein Denkmal. Den politischen Zusammenhang hat Johann – wie die meisten seines Alters – nicht begriffen. Der vitale Junge wollte zu den Siegern gehören. Das von Erzkritikern verlangte Codewort „Auschwitz“ läßt ihn Walser nicht aussprechen. Johann hat den Namen nicht gekannt. Es gehörte nicht zu seinem „Wörterbaum“. Was in Mutters Küche über Hitler gesprochen wurde, teilten die Erwachsenen nicht mit Kindern. Mehr von der wirklichen Nazigeschichte, nämlich Rassismus am eigenen Leib, erfuhr Johanns Freund Wolfgang. Seine Mutter war Jüdin. Er wurde deshalb aus der Hitlerjugend ausgestoßen. Als Flakhelfer in Schnetzenhausen (bei Friedrichshafen) sah Johann „Dachauer“ Sträflinge. Sie lösen Mitleid, keine bohrende politische Nachfrage aus. Die mörderische Basis des Krieges blieb dem Hitlerjungen und Flakhelfer verborgen. Walser hält sich in seiner Erzählperspektive an den Blickwinkel des Jungen.

Bedrängend erfuhr Johann die wirtschaftliche Gefährdung seiner Familie, aufregend, ja verstörend die Pubertät. Der Gastwirtsohn muß zu allen Leuten freundlich sein und mitarbeiten. Noch Kind, steigt er zur Obsternte auf die Leiter. Im Handwagen fährt er mit seinem Bruder Kohlen aus. Auf der Brückenwaage wiegt er die Fahrzeuge der Bauern. Keine Rede von Kinderarbeit. Es ist eine andere Zeit des Überlebens. Die Hitlerzeit prägt und bedingt diese Kindheit. Johann lebte in seiner Familie im Dorf am See. Er spielt mit Gleichaltrigen, besucht Kirche und

Schule. Arier-Gesetze und die „Reichskristallnacht“ wurden von den Zehn- und Zwölfjährigen nicht diskutiert. Aber dem nazistischen Oberlehrer schreibt Johann seinen Heimat-Auf- satz gegen Rassismus.

Die Wörter und das Gedächtnis haben ihre eigene Geschichte. Wenn die Ereignisse sich mit Empfindungen, Begegnungen mit Erfahrungen verbinden, wenn zu den äußersten Bildern die inneren kommen, formt sich in Auseinandersetzung mit der andringenden Welt die Person. Walser wäre nicht Walser, machte er den Abstand zwischen Erleben und Erinnern nicht bewußt. „Ich bin mein Erinnern“, setzte er als Motto seinem „Einhorn“-Roman voran, ein Augustinus- satz. Bald bezweifelt der Erzähler Marcel Prousts poetischen Glauben an die Wiedergewinnung der verlorenen Zeit durch Erinnern und Erzählen. „Im Augenblick glaube ich, daß die Erinnerung so hoch notiert wird, ist ein Schwindel. Mir kommt vor, als wäre, was war, wie nicht gewesen“ (Das Einhorn, Frankfurt 1966, 61). Alle drei Erzählkapitel des autobiographischen Jugendromans leitet Walser mit einer Reflexion über „Ver- gangenheit als Gegenwart“ ein. „Solange etwas ist, ist es nicht das, was es gewesen sein wird. Wenn etwas vorbei ist, ist man nicht mehr der, dem es passierte.“ Wer erlebt, erinnert nicht. Wer erinnert, ist nicht mehr der Erlebende. Aber Erleben und Erinnern gehören zu einer Person. Was war wirklicher, was ist bewußter, fragt der Erzähler. Mit den Geschichten seiner Erfahrung sucht er auch die Erfahrung seiner Geschichte.

Walser entwickelt in seinem Zeitroman nicht zuletzt das Porträt eines werdenden Dichters. Johann rettet sich inmitten chaotischer Vorgänge in Gedichte. In ihnen sucht er das eigene Bewußt- sein, die eigene Sprache, die werdende Person. Von zwei Sprachen mußte der Kriegsheimkehrer sich trennen, von der „Kirchensprache“ und „von der Sprache, die er nach 1933 erlernt hatte“.

Beide machten ihn sich selbst und der Welt fremd. Vor und während der Erstkommunion erlitt Johann Höllenqualen. Er hatte gelernt, „daß eine gegen das sechste Gebot begangene Sünde eine Todsünde ist. ... Wenn er jetzt stürbe, folgte sofort die ewige Verdammnis. Die Sünde gegen das sechste Gebot war die Hauptsünde überhaupt.“ Der Religionsunterricht suggerierte, daß das Leben etwas Verbotenes ist. Johann schildert sein Erleben, er polemisiert nicht. Wach geworden, muß er sein Leben gegen beide Überfremdungen behaupten. Die Kirchensprache, deutet er an, war in Wasserburg tiefer in ihn eingedrungen als die Nazisprache. „Johann wollte nie mehr unterworfen sein, weder einer Macht noch einer religiösen Angst. Niemand sollte einen Anspruch an ihn haben. Am liebsten wäre er so frei gewesen, wie noch nie jemand gewesen war.“ „Die Sprache, dachte Johann, ist ein springender Brunnen.“ „Auf einem Floß von Sätzen über das Meer kommen“, hoffte der Heimgekehrte. Es ist der Autor, der Johann wissen läßt, daß er dieses Floß fortwährend erschaffen muß.

Der Roman ist ein Fest der Erinnerung, der Beziehungen, der Wörter. Berichtende Rede und innerer Monolog gehen so gekonnt ineinander über, daß der Leser die Reflexion kaum bemerkt. Unerhört dicht verknüpft Walser Namen und Motive. Er hat den Orten ihre realen Namen gelassen. Wie in der Danzig-Saga von Grass und in Bölls rheinischen Romanen ersteht die Bodensee-Landschaft um Wasserburg zu mythischer Präsenz. Walser ist ein großer, in Details reicher, äußerst konzentrierter autobiographischer Roman gelungen. Man kann ihn als Zeitroman, als Erinnerung einer Landschaft, auch als Bewußt- werdungsgeschichte des Dichters lesen.

Paul Konrad Kurz

¹ Martin Walser, Ein springender Brunnen. Frankfurt: Suhrkamp 1998. 415 S. Lw. 48,-.